

Rede anlässlich der Verleihung des *Österreichischen Staatspreises für europäische Literatur 2016*

Sehr geehrte Damen und Herren,

vor vielen Jahren kam ich zum ersten Mal nach Österreich. Natürlich nach Wien. Ich lebe in Südpolen, im ehemaligen Galizien, also habe ich versucht, mich in der ehemaligen k. und k. Hauptstadt wie in meiner eigenen Hauptstadt zu fühlen. Damit wollte ich die Komplexe des Provinzlers loswerden. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass die ganze Pracht zu einem erheblichen Teil mit dem Geld der galizischen Bauern erbaut und ausgestaltet wurde, deren Armut zu jener Zeit sprichwörtlich war. Ich wanderte begeistert zwischen Heldenplatz und Stephansplatz hin und her und bewunderte alles, was ich sah. Der imperiale Charakter der Stadt vermischte sich mit dem Gefühl der Vertrautheit, weil ich um mich herum außer Deutsch alle möglichen slawischen Sprachen hörte und natürlich auch Ungarisch. Das gefiel mir. Nachts stellte ich mich in die Schlange vor einem Würstelstand, zwischen lauter Kroaten und Russen. Die meisten Taxifahrer waren schnurrbärtige Polen. Frühmorgens lag eine Menge Hundescheiße auf den Gehsteigen, und auch dieser Anblick verstärkte mein Gefühl der Vertrautheit. Doch wie gesagt, das war vor vielen Jahren.

Bereits damals hatte ich das eigenartige Gefühl, dass die Stadt zu groß ist. Irgendwie überdimensioniert. Dass sie nicht real ist in ihrer Schönheit und Pracht. Dass sie nicht zu diesem Land passt. Dass sie mehr Fiktion enthält als Wirklichkeit. Irgendwie war sie schamlos und provokant. Ich fragte mich, ob gefallene Imperien sich nicht etwas bescheidener aufführen sollten. Ob sie nicht eine vornehmere Art finden sollten, mit ihrer Niederlage umzugehen. Könnten sie sich nicht eleganter verhalten? Dabei hatte ich es viel eher mit einer alten Kokotte zu tun, die versucht, die Zeichen der Zeit unter Puder und Schminke zu verstecken. Das kam mir grotesk und zugleich erhaben vor. Lächerlich und heroisch. Aber eigentlich gefiel mir das alles, denn es hatte etwas ungemein Literarisches. Im Wesen dieser Stadt lag etwas Dramatisches;

es war diese seltsame Spannung, die der menschlichen Natur eignet. Eine Spannung zwischen dem, was wir waren, was wir sind, und dem, was wir gern sein würden. Es ist die Spannung zwischen dem Ort unserer Herkunft und dem Ort, an den uns das Leben verschlagen hat.

Ich weiß, wovon ich spreche. Ich komme aus einem Land, das besessen ist von einer Leidenschaft für die Vergangenheit und dem Verlangen nach Größe. Keiner hier ist mit dem Platz zufrieden, der ihm zugewiesen wurde. Die Vergangenheit hält uns gefangen. Vor allem wenn sie größer und heroischer erscheint als unsere Gegenwart. Wir vermissen sie und glauben, dass man sie zurückholen kann. Wir glauben, dass die Rückkehr der Vergangenheit uns jene Kräfte wiedergeben kann, die wir angeblich verloren haben. Wir meinen, dass das Vergangene Lösungen für das Kommende birgt. Die Welt heute ist böse, feindlich, unberechenbar und fremd. Früher war sie ganz anders. Früher haben wir die Regeln diktiert, früher hat man uns gefürchtet, man hat uns geschätzt, und es hat uns keine Invasion von Fremden gedroht, weil wir selber die Grenzen der Welt bestimmen konnten.

Auf meinen Spaziergängen durch das kaiserliche Wien musste ich an die Vergangenheit meines Landes denken. An die Geschichte, die mit einem Mythos behaftet ist. An die Jahrhunderte, in denen Polen „von Meer zu Meer“ reichte, wie es so poetisch wie imperial heißt. Das waren zwar nur relativ kleine Binnenmeere, die Ostsee und das Schwarze Meer, aber immerhin. In den 1990er Jahren ließ mich das urbane und bürgerliche Wien, die urbanste Stadt dieses Teils der Welt, an jene Zeiten denken, als meine Heimat über endlose Urwälder und Steppen herrschte – als dort mehr Bären und Wölfe lebten als steuerzahlende Bürger. Ich spielte mit diesen Gedanken und verglich dabei das Schicksal der Habsburger mit dem der Jagiellonen. Die Lage der Jagiellonen erschien mir interessanter, denn eine direkte Nachbarschaft mit Wölfen und Tataren wirkt wesentlich stärker auf die Phantasie als die Heiratspolitik der Habsburger, ihr wichtigstes Instrument der Macht und territorialen Ausdehnung. Damals glaubte ich, dass ich mich nur dem nostalgischen Spiel meiner Einbildungskraft hingab. Dass ich mir eine melancholische Erzählung schuf und mir vergangene Bilder in Erinnerung rief, damit sie nicht in Vergessenheit gerieten – ganz so, wie man sich an die Kindheit erinnert, um die eigene Identität aufzubauen

und zu schützen. Dabei wollte ich gar nicht, dass die Kindheit wiederkehrt. Ich war schon damals zu alt dafür.

Doch das waren andere Zeiten. Europa blickte in die Zukunft. Es war neugierig und wollte erfahren, was es erwartet. Ich habe auch den Eindruck, dass es keine Angst vor dem Neuen hatte – jedenfalls ließ es sich Europa nicht anmerken. Im Übrigen gründet der wahre Mut darauf, dass wir, auch wenn wir Angst haben, trotzdem tapfer voranschreiten, der Zukunft entgegen. Die Zukunft wird nämlich so oder so eintreffen. Da ist es besser, ihr Auge in Auge gegenüber zu treten, als sich von ihr, feige und in einem dunklen Loch kauern, in einer halb realen und halb imaginären Vergangenheit erwischen zu lassen.

Das alles ist vorbei. Wir ziehen uns zurück. Wie eine Schnecke versuchen wir, uns in unserem Häuschen zu verstecken. Wie eine Schildkröte in ihrem Panzer. Wir wählen die Vergangenheit. Damit es so sein möge wie früher. Innerhalb gut geschützter Grenzen. Am besten noch durch einen Sperrgürtel abgeriegelt, hinter einem neuen Eisernen Vorhang. Bei einer Großmacht unterschlüpfen, vor der alle Angst haben, oder wenigstens in einem Land, in das niemand rein kann. Damit wir nur unserergleichen begegnen. Damit wir morgens auf der Straße nur Herrn Kowalski, Frau Gruber und Herrn Jones treffen. Damit wir keine Fremden mehr anlächeln müssen. Denn sich verstellen ist das Schlimmste. Wir wollen endlich wir selbst sein. Und endlich können wir das, denn es ist keine Schande mehr. So wie in meinem Land, wo der Vorsitzende der Regierungspartei über Flüchtlinge nicht mehr zu sagen hat, als dass sie Krankheiten einschleppen, und wo die Kirchenoberhäupter jene, die vor Krieg, Hunger und Tod geflohen sind, als religiöse Konkurrenz und als Wegbereiter des Terrorismus ansehen. Oder wie im Vereinigten Königreich, wo wenige Tage nach dem Brexit den Versuch gab, ein polnisches Haus anzuzünden, und wo die Wände mit beleidigenden Parolen wie „go back to your fucking country“ beschmiert wurden. So ist es bei den Kowalskis und bei den Jones'. Wie es bei den Grubers ist, kann ich nicht beurteilen. Aber ich bin schon 56 Jahre auf dieser Welt und habe die Illusion verloren, dass es mehr geben könnte, was die Kowalskis, die Grubers und die Jones trennt als was sie vereint.

Selbstverständlich haben wir das Recht, uns zu fürchten. Wir haben auch das Recht, uns in unseren Häusern einzuschließen und niemanden hereinzulassen.

Selbstverständlich empfinden wir Ekel und Abneigung beim Anblick von Fremden, während wir vor unseren eigenen bösen Taten keine Abscheu empfinden. Denn es sind ja unsere Taten. Selbstverständlich können wir unsere eigenen Volksvertreter wählen, die uns die Absolution von diesen bösen Taten erteilen. Sie werden uns alles erzählen, was wir hören wollen: dass wir besser, besonders und einzigartig sind. Dass wir bisher nur betrogen und in die Irre geführt wurden. Dass wir auf eine Katastrophe zugesteuert sind, aber jetzt die Zeit für die Rückkehr zu den wahren Werten angebrochen ist. Denn die Rückkehr ist die einzige Hoffnung auf Erlösung. Die Rückkehr zum mythischen „Einst“. Den Zeiten, als wir noch glücklich waren. Zu unserer Kindheit, in der wir noch tun und lassen konnten, was wir wollten, ohne Verantwortung zu übernehmen.

Wir wählen Repräsentanten, die unsere Angst verwalten. Sie können nichts anderes. Sie sind selber voller Angst, weshalb sie unsere Befürchtungen zielsicher erkennen, antizipieren und erzeugen. Angst und Macht sind wie siamesische Zwillinge. Je mehr Angst wir haben, desto größere Feiglinge wählen wir. Sie opfern alles, um ihre Macht nicht zu verlieren. Sie opfern uns, unser Land, unseren Kontinent. Sie werden uns Größe versprechen, doch am Ende bleiben wir zurück „with our fucking countries“. Die werden immer kleiner werden, immer mehr „our“ und immer mehr „fucking“.

Ja, ja, ich weiß – zu viel Politik. Wir sind nicht bei einer Kundgebung, wir sind nicht im Parlament und auch nicht im Fernsehen. Wir sind in Österreich, in Salzburg, und wir sollten über Kultur sprechen. Doch ich schreibe diese Worte unmittelbar nach Nizza und Istanbul, und in meinem Nacken spüre ich den heißen Atem der Wirklichkeit. Wir werden ihr nicht entrinnen. Wir können uns vor ihr nicht in die Lektüre flüchten, so wenig wie wir die Grenzen unserer immer ängstlicher werdenden Staaten dichtmachen können. Wie denn auch? Wollen wir zuerst das Gartentor zusperrern? Und dann die Haustür? Danach schalten wir den Alarm ein, und sobald uns die Angst überwältigt, löschen wir das Licht und gehen in den Keller? Wie während des Krieges, als wir macht- und willenlos im Dunklen saßen, um das Ende des nächsten Luftangriffs abzuwarten?

Unsere Länder sind klein. Wie hypnotisiert betrachten sie sich riesenhaft vergrößert im Zerrspiegel der Vergangenheit. Sie können den Blick nicht von einer Welt lösen, die noch direkt hinter dem Zaun, der Stadtgrenze oder einem Tor endete, das man abschließen konnte. Starsinnig wenden sie ihren Blick ab von einer Welt, die so schnell und unerwartet weit geworden ist. Ganze Kontinente, die noch vor kurzem lediglich Quelle von Legenden, Rohstoffen und Sklaven waren, stehen nun vor unseren Toren. Wir sind nur eine Halbinsel am Rande des großen afroasiatischen Festlands. Sie haben richtig gehört: Ich meine afroasiatisch. Es stimmt, dass das Meer heutzutage nur noch ein kleines Binnenhindernis ist, auch das Mittelmeer. Jahrtausende lang besiedelten Neuankömmlinge, Reisende und Invasoren aus dem Osten unsere Halbinsel. Wir sind ihre Nachfahren. Die Erinnerung an die großen Völkerwanderungen sollten wir in uns tragen. Wir sollten uns bewusst sein, dass die Welt niemals stehenbleibt und dass Völker immer wandern werden. Wir sollten auch bedenken, dass gerade wir, die Menschen des Westens, Mittel und Wege entwickelt haben, um diesen Prozess zu ermöglichen. Wir verbreiten rund um den Globus die Nachrichten davon, wie unanständig reich, saturiert und friedlich wir leben. An die Habenichtse dieser Welt haben wir Fernseher verteilt, die ihnen unseren pornographischen Wohlstand, unsere lustvolle Selbstzufriedenheit und unsere schamlose Sicherheit vor Augen führen. Im Grunde haben wir die neue Völkerwanderung selber in Gang gesetzt.

Und jetzt wollen wir in den Keller gehen und das Licht ausmachen. Die geschichtlichen Ereignisse abwarten, wie wir im vorigen Jahrhundert die Luftangriffe abgewartet haben. Aber das wird nicht gelingen. Wir sind zu klein, und die Welt ist zu groß geworden. Wir können die Geschichte nicht in unseren Kellern oder unseren nationalen und staatlichen Höhlen abwarten. Wenn wir sie verlassen (sofern man uns nicht vorher herauszerrt), werden wir unsere alte Welt nicht mehr wiedererkennen.

Aber eigentlich sollte ich ja über Literatur sprechen... Tja – sie ist ratlos. Sie kann die Welt nicht verändern. Die Angstverwalter lesen keine Bücher. Sie lesen Zeitungen, sie lesen Biographien von Tyrannen und sehen fern. Das bedeutet aber nicht, dass wir, die einfachen Menschen, uns genauso verhalten müssen. Erzählungen bringen

uns Mut bei. Schon deshalb, weil sie uns eine Welt zeigen, in der nicht nur Verbündete und Feinde leben. Unser Leben ist komplizierter als das von Tieren, deren einzige Wahl die zwischen Angriff und Flucht ist. Dank der Literatur wird unser Leben um ein Vielfaches komplexer. Sie bewirkt, dass wir nicht mehr zur Gänze darin gefangen sind.

Vor vielen Jahren hatte ich die Gelegenheit, eine gewisse Zeit im Gefängnis zu verbringen. Es war meine persönliche Entscheidung, und ich mache in dieser Hinsicht niemandem einen Vorwurf. Die größte Folter in der Gefangenschaft ist die Unmenge Zeit, die man dir nimmt – du hast sie einfach nicht mehr. Es ist, als hätte man dir dein Leben gestohlen, als wärst du zur Hälfte und schmerzlos getötet worden. Du lebst wie ein Zombie und zählst zwanghaft Minuten und Tage, die nach Staub schmecken und wie ein Stein auf dir lasten. Doch Gefangene sind klug. Die Gefangenen, meine Kumpel, kamen ins Erzählen. Sie redeten ohne Punkt und Komma. Sie erzählten von ihrem Leben, von fremden Abenteuern und von den Filmen, die sie gesehen hatten. Mit stillschweigender Einwilligung der Wächter gingen die Fähigsten von ihnen nachts von Zelle zu Zelle, um bis zum Morgengrauen ihre Geschichten zu spinnen. Wir bezahlten sie mit Zigaretten, doch ihre Geschichten waren Gold wert. Sie vernichteten die modernde, faulende Zeitmaterie, in der man uns gefangen hielt. Es war magisch. Für diese wenigen Nachtstunden zogen Gauner, Räuber und Mörder aus ihrem wirklichen Leben aus, sie kündigten ihr Schicksal auf. Vielleicht verließen sie sogar ihre tätowierten Körper und folgten dem Strom der Erzählung als reine Seelen. Sie erhielten ein neues Leben, das bis zur Dämmerung anhielt – bis um sechs in den steinernen Fluren die elektrischen Glocken läuteten. Weder vorher noch nachher habe ich erlebt, dass eine Erzählung an einem finsternen Ort so hell leuchten kann.

Kurz nachdem ich das Gefängnis verlassen hatte, schrieb ich mein erstes Buch.

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich höre gleich auf, Sie zu langweilen. Wir wissen alle aus Erfahrung, dass man nichts so sehnsüchtig erwartet wie das Ende einer Rede.

Es bleibt mir noch zu danken: vor allem Ihnen, meine Damen und Herren. Dafür, dass Sie hierhergekommen sind, um mir diese Ehre zu erweisen.

Dem glücklichen Österreich dafür, dass es so liebenswürdig war, mein bescheidenes, provinzielles Werk wahrzunehmen.

Ich danke meinen deutschen Übersetzern, ohne die wir heute nicht zusammengekommen wären: Renate Schmidgall, Olaf Kühl und Martin Pollack – den ich in seinem grünen Burgenland besonders herzlich grüßen möchte.

Ich danke auch meinem deutschen Verlag, in Person von Katharina Raabe, die heute hier ist.

Und dem Geist von Siegfried Unseld.

Aus dem Polnischen von Joanna Jedrygas.

Redaktion: Katharina Raabe